



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Litteratur

Der Werdegang des deutschen Volkes. Historische Richtlinien für gebildete Leser von Otto Raemmel. Erster Teil. Das Mittelalter. Leipzig, Fr. Wilt. Grunow, 1896

Eine bewunderungswürdige Ökonomie der Stoffauswahl und der Sprache hat es dem verdienten Historiker möglich gemacht, auf 366 kleinen Seiten eine die Zeit vom Urfang bis auf Luther umfassende deutsche Geschichte zu schreiben, die kein dürrer, trockner Abriss, sondern eine Reihe lebensvoller Bilder ist, die keinen Zweig der Geschichte vernachlässigt und namentlich auch der Wirtschaftsgeschichte gerecht wird. Das Buch ist, wie der Titel andeutet, in einer bestimmten Absicht geschrieben. Der Verfasser findet, die Überlegenheit Europas in der Welt sei darin begründet, „daß sich hier große nationale Körper, mit verhältnismäßig nur geringen fremdartigen Bestandteilen untermischt, gebildet haben, die nun als selbständige geschlossene Einheiten neben einander stehen und beständig auf einander wirken,“ und daß das außerhalb Europas nicht der Fall sei. Er erklärt den Begriff der Nation und fährt fort: „In diesem Sinne haben sich die Stämme deutschen Namens und deutscher Sprache das eine mal früher, das andre mal später als jedes europäische Volk zusammengeschlossen, beidemal durch ein Zusammentreffen kriegerischer Gewalt und innerer Umgestaltungen.“ Zwischen diesen beiden Perioden nationaler Einheit liege eine Zeit der Auflösung und Umbildung. Heute bilde die große Masse der Deutschen, die Deutschen Österreichs einbegriffen, unzweifelhaft wieder einen geschlossenen Körper, eine Nation im modernen Sinne. „Das Werden und die Wandlungen dieses Körpers in knapper Fassung und in einer jedem Gebildeten verständlichen Weise darzustellen und die Richtlinien möglichst scharf herauszuheben,“ das sei die Aufgabe der vorliegenden Arbeit. Um einen Begriff davon zu geben, wie der Verfasser seine Aufgabe löst, wollen wir zwei von seinen „Richtlinien“ andeuten.

Das Kaisertum ist keineswegs eine aus unpraktischer Schwärmerei hervorgegangne phantastische Verirrung, sondern eine geschichtliche Notwendigkeit gewesen. Im Gemütsleben und in den äußern Verhältnissen der deutschen Stämme lag nichts, was sie hätte bewegen können, einen politischen Zusammenschluß zu suchen, der doch notwendig war, wenn sie der Gefahr entgehen sollten, später einzeln von den rings herum sich bildenden großen Nationalstaaten unterjocht und aufgefogen zu werden. Auch war die politische Einigung, wenn sie dennoch erstrebt wurde, bei dem Mangel an Verkehrsbedürfnis und Verkehrsmitteln sehr schwer zu erreichen. Dieser Mangel war schuld, daß eine eigentliche Staatenbildung nur innerhalb kleiner Gebiete möglich war, wo sie denn auch — von den großen Grundherrschaften — angestrebt wurde, mit dem Erfolg, daß später das zerfallende Reich den Territorialstaaten Platz machte. In den Kolonialgebieten östlich von der Elbe und von dem Inn war es die Notwendigkeit, sich auf dem eroberten Boden gegen die feindlichen Slawenvölker mit bewaffneter Hand zu behaupten, was die Ansiedler zum engern Anschluß an ihre Fürsten zwang und die Staatenbildung vorbereitete. So mußten denn Mächte von außen kommen, das Werk zu vollbringen, für das den deutschen Stämmen sowohl der innere Antrieb wie die Mittel fehlten. Zunächst vereinigten die Franken, die nur zur Hälfte deutsch blieben, die Stämme durch Eroberung wenigstens äußerlich zu einem Staate, und nachdem dann hundert Jahre lang vergebens versucht worden war, mit Hilfe der Herzöge zwischen den Gliedern dieses lockern Staatsbaues eine innere politische Einheit herzustellen, nahm man endlich von Otto I. ab zur Kirche seine Zuflucht. „Diese allein hatte damals

Ideen und Ideale, sie erfüllte ihre Diener mit einem Gesamtbewußtsein und einer Hingebung der Einzelpersönlichkeit an ein großes Ganze und seine Zwecke, mit einer Selbstbeherrschung und Umsicht, wie sie damals in Laienkreisen niemals oder nur selten vorhanden waren, sie überspannte mit dem Netz ihrer Bistümer und Klöster das ganze Reich und hatte ihre einheitliche Spitze im Papsttum, sie besaß die Einheit des Rechts und der Sprache und eine durchgebildete schriftliche Verwaltung mit festen, oft städtischen Mittelpunkten, sie bewirtschaftete ihre Güter musterhaft und verwandte ihre reichen Erträge überwiegend zu allgemeinen Zwecken. Kurz, sie verfügte über alles, was ein großer Staat zu seinem Bestehen bedurfte"; und sie hatte außer andern Kulturresten auch den Staats- und Reichsgedanken aus dem Altertum herübergerettet. So wurden denn die Kirchenfürsten zu Reichsbeamten gemacht. „Um nun aber der hohen Geistlichkeit, die jetzt das Reich vor allem trug, für alle Fälle sicher zu sein, um jeden Widerspruch zwischen ihrer Reichspflicht und ihrer Pflicht gegen die Kirche von vornherein abzuschneiden, mußte der König auch über das Papsttum ebenso verfügen können, wie über jedes andre Bistum des Reichs. Das aber vermochte er nur als römischer Kaiser,“ und darum mußte er Herr von Italien sein. „So entstand eine in ihrer Art großartige Reichsverfassung, und Deutschland gewann die Vorherrschaft im Abendlande, aber es war kein auf seinen eignen weltlichen Kräften beruhender nationaler Staat, und darum war weder jene Verfassung noch jene Stellung von Dauer.“ (S. 89 und 96 bis 99.)

Aber das Einigungsmittel selbst enthielt schon einen Zeretzungsstoff. „Mit dem Christentum kam zunächst ein ungeheurer Widerspruch in das Leben der Deutschen. Denn heidnisch im tiefsten Grunde blieb ihr Denken in Sitte, Recht und Sage, und die Kirche mußte sich diesen Anschauungen anbequemen, um wirksam zu sein.“ Und als die allmähliche Verschmelzung im besten Fluß war, „da wurde es ein wahres Verhängnis, daß der weltfeindliche kirchenpolitische Idealismus der Cluniaenser von Frankreich und Lothringen her in Rom zur Herrschaft gelangte und auch die deutsche Geistlichkeit zu ergreifen begann. Siegte diese Richtung, so unterbrach sie den eingeleiteten innern Ausgleich zwischen Klerus und Laienschaft und mußte die enge Verbindung zwischen Königtum und Kirche, auf der die ottonische Reichsverfassung, die einzige damals mögliche, beruhte, bekämpfen.“ So traten Papsttum und Geistlichkeit in einen feindlichen Gegensatz zu der auf sie gegründeten Monarchie und verbanden sich mit der Selbstsucht der Fürsten zur Zerstörung des Reichsbaus. (S. 63, 128 und 238.) Aber im Laufe von drei Jahrhunderten führte der Bildungsfortschritt die Deutschen über die kirchlichen Anschauungen, von denen diese Angriffe auf das nun schon halb zerfallene Reich ausgegangen waren, heraus. Mit dem Ausblick auf die „geniale, zugleich vollstümliche und wahrhaft religiöse Persönlichkeit,“ die berufen war, „den klaffenden Widerspruch zwischen der kirchlichen Praxis und den Anschauungen der gebildeten Deutschen zu überwinden,“ schließt dieser erste Teil. Möge ihm recht bald der zweite folgen!

Den Kriegsverwundeten ihr Recht! Ein Mahnruf von Dr. Julius Port, k. Bairischer Generalarzt z. D. Stuttgart, Friedrich Entke, 1896

Aufs tiefste erschüttert durch das Lesen dieses Büchleins wünsche ich ihm zum Nutzen unsers ganzen Vaterlandes, besonders aber derer, die in einem zukünftigen Kriege für das Vaterland ihr Herzblut lassen, die weiteste Verbreitung. Der um das Sanitätswesen hoch verdiente Verfasser hat es verstanden, in allgemeinverständlicher, packender Darstellung und mit unerfrockener Wahrheitsliebe auf Grund

seiner besonders in dem letzten Feldzuge gesammelten ernstern Erfahrungen die Mängel unsers heutigen Kriegssanitätswesens, sowie die Vorschläge, ihnen abzuhelpfen, darzulegen.

Das kleine, aber gehaltreiche Buch sei auf das dringende zunächst den maßgebenden militärischen Kreisen, insbesondere den Herren Sanitätsoffizieren aus Herz gelegt, um durch ihre Vermittlung zu erreichen, daß in einem neuen Feldzuge das Menschenmögliche für unsre armen Verwundeten geleistet werde; sodann denen, die in dem Partikularismus stets nur etwas verwerfliches sehen. Die Fortsche Arbeit bringt es klar und unabweisbar jedem Leser zum Bewußtsein, daß es einen für das Ganze sehr notwendigen Partikularismus giebt, der darin besteht, das Gute des eignen Stammes treu zu bewahren und nicht in dem Streben nach allgemeiner Uniformirung untergehen zu lassen. Drittens kann das Lesen unsers Buches aber auch unsern östlichen und westlichen Nachbarn empfohlen werden, da es vielleicht geeignet ist, Revanchedurst und Kriegsgelüste etwas abzukühlen und die im Festtaumel erhitzten Gemüther zu ernüchtern.

G. B.

Das Bibliothekwesen in den Vereinigten Staaten. Von H. Bonfort. Hamburg, Hermann Seippel, 1896

Die Notwendigkeit gründlicherer Volksbildung wird mit dem Zunehmen sozialen Denkens auch in den herrschenden Klassen in dem nächsten Jahrzehnt hoffentlich recht vielen Köpfen einleuchten. Daß es die Volksschule (samt der Fortbildungsschule) nicht mehr allein thut, beweist die Sozialdemokratie; das nächste Hilfsmittel werden Volksbibliotheken sein. Wie viel wir in Bibliothekfragen von den Vereinigten Staaten lernen können, ist in den letzten Jahren oft ausgesprochen worden; für weitere Kreise am überzeugendsten thut es die oben genannte Schrift. Sie unterrichtet rasch und begeistert über die heutige Auffassung von dem Wesen einer Bibliothek drüben, über die Art der Verwaltung und der Benutzung, über die Wirksamkeit der American Library Association, ihr großartiges Bureau, das die gesamte Bibliothekstechnik beherrscht und ausübt, die Bibliotheksschule in Albany und die Führer der Bewegung, an deren Spitze Melvil Dewey steht. In einer der Reden und Broschüren, in denen er jahrelang für die Begründung der Bibliotheksschule gekämpft hat, heißt es: „Die besten Köpfe unsers Landes sind einig in der Erkenntnis, daß Bücher an und für sich keine Bibliothek sind, sondern nur das Rohmaterial zu einer solchen, daß durch Beherrschung der besten Methoden und Anwendung der Summe allgemeiner Erfahrungen mittels einer gegebenen Menge Geldes oder Anzahl von Bänden genau das Doppelte dessen bewirkt werden kann, was ohne jene Faktoren erreichbar ist. Eine Bibliothek ohne Leben ist wie der Glaube ohne Werke, zwecklos. Die meisten unsrer Kollegen sind der Meinung, daß ihre Bibliothek den höchsten Ansprüchen genüge; wenige wissen und verstehen, wie viel größer die Wichtigkeit des Mannes als die der Maschine ist. Wenn der Bibliothekar dem Leser, der seine Hilfe sucht, Anregung und Anleitung in Fülle gewährt, dann ist seine Bibliothek eine Universität; die kleinste Bibliothek muß die höchsten Ideale der großen sowie ihre besten Bücher umfassen.“

Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Klavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen herausgegeben von Johann Lemaiter. Hamburg, Gustav Friese, 1895

Wir sind für jede zuverlässige Volksliederammlung dankbar, die das bringt, was in einer bestimmten Landschaft heute im Volke gesungen wird. Von dem

eigentlichen Werden und Verwerden, wenn das Wort erlaubt ist, eines Liedes, von dem merkwürdigen Bersingen und Zueinanderfingen von Strophen und Dichtungen können wir uns erst dann ein klares Bild machen, wenn wir ein möglichst vollständiges, nach Ort und Zeit ausgebreitetes Material über dieses oder jenes Lied zur Hand haben. Dazu hilft die vorliegende Sammlung wieder mit, sie erleichtert überdies die geschichtliche Orientirung durch Verweise auf verwandte Sammlungen, sie giebt zu jedem Liede die Melodie, und sie nimmt mit ihrer sehr bescheidenen, aber eben darum vortrefflichen Klavierbegleitung auch auf das Weiterleben oder doch leichtere Bekanntwerden dieser Lieder in solchen Kreisen Bedacht, wo sie eigentlich nicht heimisch sind, wo man am Klavier singt, anstatt im Wald und auf der Wiese, beim Wandern und beim Spiele. Die Sammlung enthält in bunter Reihe Liebes- und Spottlieder, Kinderspiel- und Soldatenlieder, zusammen über zweihundert, altes und neues, wie es heute neben einander in Kassel und seiner nächsten Umgebung gesungen wird.

Hier zwei kleine Nachträge. Die Strophe, die in den Anmerkungen als der älteste Anfang des Liedes „Ich geh durch einen grasgrünen Wald“ aus dem Jahre 1574 mitgeteilt wird, ist erst wieder eine Umbildung aus dem noch älteren Liede von den drei Fräulein, das in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts viel gesungen worden ist, Ludwig Senfl hat bereits damals einen reizenden vierstimmigen Satz dazu geschrieben. Zu dem Liede „Mama, Papa, ach sehn sie doch den Knaben“ bemerkt Lewalter, daß ein früherer Sammler, Mittler, das Lied Oswald von Kleist zuschreibe, fügt aber hinzu: „Ich habe die Dichtung in Kleists Werken nicht finden können.“ Da steht sie auch nicht, und das fragliche Original — denn das heftige Volkslied ist unglaublich entstellt — ist in der That nicht von Kleist, wenn es ihm auch schon 1772 in einem Neudruck im (Leipziger) Almanach der deutschen Musen zugeschrieben worden ist. Der wahre Verfasser des Originals ist Johann Samuel Pakke, ein Berliner Dichterling der Aufklärungszeit; er war mit Kleist und dem jungen Nicolai befreundet. Vergl. Wustmanns Liederbuch für altmodische Leute „Als der Großvater die Großmutter nahm,“ 3. Aufl. S. 259.

Der Umsturz. Briefe und Gespräche von Berthold Otto. Leipzig, Albert Warncke, 1896

Schade, daß dieses Büchlein nicht schon vor ein paar Jahren erschienen ist! Es enthält nämlich nützliche volkswirtschaftliche Erörterungen — aber in der jetzt schon ein wenig verbrauchten Form einer Zukunftsphantasie. Wer es dennoch damit wagt, wird es nicht bereuen, denn der Verfasser verfügt über die Kunst anziehender Darstellung und über einen gemüthlichen trocknen Humor, und die Personen, die er mit einander korrespondiren läßt, charakterisiren sich in einer Weise, daß der Leser Interesse für sie gewinnt.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig